

in unsern Missionsbestrebungen. Nordamerika ist damit zu wenig bekannt. Ich nahm mir vor, diese Aufgabe besser kennenzulernen.

Seit einigen Jahren haben Mennoniten in den Kolonien unter den Indianern gearbeitet. Darunter sind die Mennoniten Brüdergemeinde, die Allgemeine Konferenz und die Mennoniten der Menno-Kolonie. Vor einigen Jahren sandten wir Eleanor Mathies von Beamington, Ontario, nach Roma Plata in der Menno-Kolonie.

In dieser Gegend verlebte ich ein sehr geschäftiges Wochenende. Ich beobachtete, was hier getan wird. Um vier Uhr morgens wachten mich die hellenden Hunde. Ich erfuhr später, daß Eleanor Mathies zu einer Entbindung ins Dorf gegangen war.

In diesem Dorf wohnen etwa 450 Indianer. Etwa 4000 wohnen in der Nähe der Kolonien im Chaco. Diese sind meistens von den Lengua- und Chulupi-Stämmen. Im Zentrum steht ein kleines Gebäude, welches als Klinik dient. Hierher kommen die Indianer wegen Medizin und Behandlung. Die Krankenpflegerin ist ein „christlicher Engel des Lichts.“

Viele der Indianer sind Christen. Laßt mich eine Erfahrung beschreiben, welche ich eines Sonntag morgens um halb acht Uhr im Gottesdienst hatte. Indianer halten viel vom Händeschütteln. Jeder tut dieses vom Ältesten bis zum Jüngsten. Wir versammelten uns in einem sehr einfachen rohen Gebäude, wo Bänke auf dem Erdboden standen.

Ich schaute in die Angesichter von etwa 250 Indianer. Es war eine erhebende Ansicht. Viele von ihnen waren Christen. Sie sangen einige Lieder. Obwohl sie wußten, daß ich ihre Sprache nicht lesen konnte, mußte ich doch ein Gesangbuch haben.

Missionar Löws hielt eine kurze Ansprache. Nach ihm folgte einer der Lengua-Indianer mit einigen Worten. Ich verstand nicht, was er sagte, doch spürte ich seinen Geist und fühlte eine innige Verwandtschaft. Wenn Christen im wahren Sinn Gemeinschaft pflegen, verschwinden alle minderwichtigen Dinge. Der große Unterschied ihrer Lebensweise, Herkunft und Aussehen war für mich keine große Frage. Wir waren „alle einmütig beieinander“. Mehr und mehr sehe ich die Bedeutung der Pfingsterfahrung,

welche in Apg. 2 beschrieben ist.

Es war eine wahre Freude für mich, auch einige Worte zu sprechen. Missionar Löws übersetzte. Ich überbrachte übliche Grüße, wie man solches bei Gelegenheiten wie dieser tut. Dann sprach ich über unsere Gemeinschaft am Evangelium. Ich erklärte, daß, obwohl wir weit entfernt von einander wohnen, wir doch eins in Christo seien.

Dan betonte ich die Wichtigkeit, mit einander zu arbeiten, um anderen von Jesus zu sagen. Ich sagte, es sei unser Verlangen, daß jeder Mann in der Welt Gelegenheit haben soll, Jesus zu erkennen. Dann munterte ich sie auf zum Wachstum. In einfacher Weise erklärte ich ihnen Phil. 2, 13.

Ich mußte dabei denken, wenn jeder von uns das Bedürfnis der Massen, die rettungsbedürftig sind, erkennen würde, dann würde unsere Missionskaste nicht leiden. Die Freude, andern das Evangelium zu bringen, würde die vergängliche, verschwenderische Lebensweise weit überwiegen. Allgemein gesprochen, sind die Indianer offen für das Evangelium. Ihnen muß aber geholfen werden, in der Gnade zu wachsen. Und noch viele von ihnen sollten für das Evangelium gewonnen werden.

Manche mögen fragen, wie es um die Morro-Mission steht. 1958 verlor Cornelius Jsaak sein Leben beim Versuch, diesen Indianern das Evangelium zu bringen. Es war mir eine Freude, Frau Jsaak zu treffen und mit ihr zu sprechen. Sie ist eine siegreiche Christin mit vier kleinen Kindern. Versuche werden gemacht, diese Morros durch Bolivien, wo schon einige Morros Christen sind, zu erreichen. Diese werden noch für Christus gewonnen werden.

Die Arbeit unter den Indianern ist nur ein Teil unserer großen Aufgabe, der ganzen Welt das Evangelium zu bringen. Durch das Radio erhalten wir Nachricht aus allen Hauptstädten der Welt. Wir leben in dunklen Zeiten. Es ist aber ein heller Ausblick. Es war wohl vorher nie eine Zeit, wo mehr Völker für das Evangelium offen waren. Werden wir die Gelegenheiten wahrnehmen? Werden wir unser Teil tun, den großen Missionsbefehl „Geht hin in alle Welt“ auszuführen? Gebe der Herr uns solchen Ausblick.

Andrew R. Shellh

fernten höheren Lande ihre Zelte auf. Nur mein Großvater Jakob Massen blieb auf dem Dachboden seiner Gerstengrützmühle wohnen, weil das Haus aus gebrannten Lehmziegeln erbaut war, während es in den anderen hölzernen Häusern gefährlich gewesen wäre, auf dem Dachboden Feuer zum Kochen der Mahlzeiten zu machen. Ich glaube, daß damals alles Essen noch auf einem „Dreifuß“ gekocht wurde. Ich erinnere mich aus meiner Jugend, und das war doch schon etwa 50 Jahre später, daß von den Herdplatten als von etwas ganz Neuem gesprochen wurde.

Das Vieh lief zwischen den Zelten frei umher und auch die Schweine. Die kamen dann mitunter auch in des Nachbarn Zelt. An den aufgestapelten Milchkrummen gingen sie auch nicht vorbei, ohne den Inhalt erst zu untersuchen. Daß die Unterhaltung zwischen den Zelten nach solchen unerwünschten Besuchen nicht immer sehr freundlich gewesen sein mag, kann man sich denken.

Johann Cornies hatte befohlen . . .

Auf Befehl des alten Johann Cornies wurde das Dorf auf einer höheren Stelle, etwa eine Werst vom alten Platze, aufgebaut. Die Wohnhäuser durften nur aus gebrannten Ziegeln gebaut werden. Dazu wurde eine Ziegelbrennerei eingerichtet. Weil in einem Jahr nicht genug Ziegel hergestellt werden konnten, wurde das Dorf in zwei Jahren 1845-1846 gebaut. Der Stall wurde an das Wohnhaus angebaut, die Scheunen im rechten Winkel zum Stall. Jedes Wohnhaus hatte am Giebel, über das Dach vorstehend, ein sogenanntes „Koppeel“, eine Eichenbohle, schön geschnitzt, mit der Jahreszahl darauf. Die Häuser waren so genau plaziert, daß, wenn man die Vorder-, Mittel- und Hintertüren öffnete, so konnte man von einem Ende des Dorfes bis zum anderen durchschauen.

Die Zäune waren alle von Weiden geflochten, außer den Straßenzäunen. Hier hatte man schöne Eichenpfosten, alle gleich lang verwendet. Unten war ein breiteres Brett angenagelt und darüber drei schmälere, etwa 6 Zoll breite, und oben war eines auf die schräg abgefägten Pfosten genagelt. Die Zäune mußten jeden Sommer frisch gestrichen werden; unten und oben rot, die mittleren Bretter gelb. Das wurde so beibehalten bis zur Auswanderung im Jahre 1923. Die Auffahrt schloß ein Staketentor ab, an jeder Seite eine Pforte; diese mußten mit weißer Farbe, die Querbalken aber mit grüner Farbe gestrichen werden. Auch wurden die Fußsteige auf beiden Seiten der Straße jeden Herbst mit frischem Sand befahren.

Hinter den Querscheunen war der Wirtschaftshof mit Heu- und Strohhäufen, weiter hinten war der Gemüsegarten. An der Hinterseite des Hauses, von der Straße bis ganz nach hinten, war der Obstgarten. An jeder Seite des Grundstückes, außer der vordersten, war eine zweireihige Maulbeerhecke, eine Erinnerung an die Seidenraupenzucht. Auf dem Hof an der Grenze zum Nachbarn war ein Stückchen Gras — das Bleichfeld. Nur der Schulhof hatte einen weißgestrichenen Staketenzaun an der Straßenseite und eine gelbe Akazienhecke dahinter. Auch war das Schulgebäude längs der Straße gebaut.

Kronsgarten hatte auf jede der 15 Wirtschaften 72-73 Dehjatinen Land. Aber zugeteilt bekamen sie nur 60 Dehjatinen, wie auch anderswo in der Kolonie, das übrige wurde später hinzugekauft. Niederung (Heuland) waren ungefähr 15 Dehjatinen pro Wirtschaft. In der Niederung gab es hin und her kleine Inseln, höher gelegenes Land, auf denen Eichen wuchsen, wie auch auf dem Ufer, welches zur Niederung

abfiel. Der Wald stand unter Aufsicht des Regierungsförsters in Nowomoskowsk; dort mußte die Erlaubnis zum Bäume schlagen eingeholt werden. Der ganze Wald an den Ufern der Samara etwa 6-10 Werst breit und 30 oder mehr Werst lang, war dann in der Zeit der Revolution und des Bürgerkrieges bald ganz verschwunden. Nur an der Grenze der Niederung standen noch die Stämme der uralten Eichen, der Äste beraubt, an die dicken Stämme hatten sie sich nicht herangewagt.

Die ersten Maschinen kommen ins Dorf

Kronsgarten hatte früher eine größere Schafzucht. Ungefähr um das Jahr 1886 hieß es dann mit einem Male, die Wolle sei zu billig, und die ganze Herde von etwa 1500 Stück wurde zu durchschnittlich 2 Rubel pro Stück verkauft. Die Weide wurde dann umgepflügt, um Weizen zu säen. Das Land wurde im Morgen eingeteilt, und es gab dann die kleineren 1½ und die größeren 3 Morgen Felder.

Ein paar Jahre später kamen dann die ersten Nähmaschinen ins Dorf, etwas später auch die Dreschmaschinen, und die Ausfahrsteine wurden beiseite gestellt. Um das Jahr 1886-1887 ließ der Bauer P. Massen sich einen Binder und eine Dreschmaschine für 1000 Rubel von McCormick aus Amerika kom-

men. Er hat diese Maschinen nur ein Jahr gebraucht, dann starb er. Die Trommel der Dreschmaschine hatte Stifte, welche damals in Rußland unbekannt waren. Da holte sich die Firma Lepp und Wallmann diesen Dreschmaschinen und baute danach Dreschmaschinen.

Infolge des großen Heuschlages in der Niederung war auch die Vieh- und Pferdezahl größer als in der Steppendörfern. Die Nähe der Stadt Zekaterinow brachte auch höhere Preise. So erinnere ich mich, daß meine Mutter im Jahre 1891 eine frisch melkende Kuh für 10 Rubel verkaufte. Mein Vater war damals schon gestorben. Jede Wirtschaft pflanzte 2-3 Dehjatinen Wassermelonen (Arbusen) und Kartoffeln, welche von den ärmeren Josephstalern dehjatinenweise aufgekauft und in der Stadt verkauft wurden. Wegen des niederen Landes im Dorfe reiften diese Früchte schneller und konnten mit besserem Gewinn früher in der Stadt abgesetzt werden. Kronsgarten hatte auch zwei Anwohnerhöfe auf dem nördlichen Ende des Dorfes. Zu jeder dieser Höfe gehörte eine Windmühle an der anderen Seite des „Müllentales“, welches sich nördlich von Dorfe und zwischen den Windmühlen dahinzog. Dicht bei den Windmühlen war auch der Friedhof mit seinen alten Eichen und Kistern.

Fortsetzung folgt

„Ein vorläufiges Konferenzsymbol“

Sicherlich haben sich viele Leser mit mir gefreut, daß unsere Allgemeine Konferenz vorhat, sich ein Symbol, sozusagen ein Wappen, zuzulegen. Es würde auf allen Briefköpfen, Broschüren usw. erscheinen. Der „Bote“ veröffentlichte es in seiner Nummer vom 12. September auf der 6. Seite.

Das Symbol ist ohne Zweifel hübsch und eindrucksvoll und von einem Künstler entworfen worden. Es hat nur den einen großen Nachteil, daß man es erst erklären muß,

um es zu verstehen. Das ist in jenem Botennummer auch geschehen, und dem Lesenden ist dadurch sicherlich klar geworden, was das Symbol zum Ausdruck bringen will.

Aber in Zukunft wird es ja nun möglich sein, dem Symbol jede mal eine Erklärung mitzugeben und aus dem Grunde wäre es vielleicht zu empfehlen, daß unsere Konferenz ein Symbol wählt, das sofort zu verstehen ist. Das Symbol selbst erklärt. Das Symbol müßte für jedermann auf den

Mutter erzähl

Hein-Dieter konnte Mädchen nicht leiden

(Fortsetzung)

Nach Zeukritz hatten sie fast immer Freilauf gehabt und mussten nun heimzu das Rad viel schieben. Anita schob harmlos plaudernd ihr Rad vorwärts. Sie erzählte von ihren kleinen Brüdern, von der Schule und von Wanderungen. Dabei waren ihre flinken Augen immer unterwegs und entdeckten dies und jenes, was Hein-Dieter ohne sie gar nicht gesehen hätte. Dann setzten sie sich unter lichten Birken ins weiche Waldgras und liessen sich ihre Brote schmecken.

„Wie still ist es hier“, sagte Anita und hielt den Atem an. „Man hört richtig die Stille. Findest du nicht auch?“

Hein-Dieter war faul und müde geworden. Er streckte sich lang und gähnte herzhaft.

Anita hatte nicht viel Ruhe. „Ich muss sehen, dass ich ein Paar Pilze finde.“ Sie sprang auf. „Suchst du mit?“ — „Keine Lust“, knurrte Hein-Dieter. „Geh nicht so weit! Wir wollen bald weiter.“

Sie raschelte hinter ihm in Farnkraut und Nadeln. „Du“, rief sie nach einer Weile, „das riecht hier merkwürdig! Richtig versengt!“

Hein-Dieter richtete sich auf. „Ach, Unsinn, es ist die Hit-

ze, die auf den trockenen Kiefernadeln liegt. Komm lieb, wir wollen fahren!“ Aber Anita kam nicht. „Ich muss dich untersuchen! Fahr nur immer zu, wenn du nicht wart willst!“

Hein-Dieter döste vor sich hin. Es war heute wirklich sehr heiß, sogar im Schatten der Waldbäume. Er sehnte sich nach den kühlen Räumen der alten Oberförsterei. Wo r Anita blieb? Warum Mädchen immer etwas anderes vorhaben müssen, dachte er verdrießlich. Es ist eben doch nichts anderes, als ihnen anzufangen. Stets muß man auf sie aufpassen.

„Hein-Dieter!“ hallte es einmal hinter ihm. Und da noch einmal: „Hein-Dieter komm schnell!“

Klang das nicht wie ein Angstschrei? Er sprang auf und lief quer durch den Wald, eine kleine Anhöhe hinauf. Wo kam der Ruf her? Er horchte ein Augenblick. Da — schon wieder — und gottlob! in nächster Nähe!

„Hein-Dieter, hierher! brennt!“

Vor ihm, den Abhang nach der anderen Seite hinunter, dehnte sich eine Schonung, begrenzt von halbhohen, schattenspendenden Kiefern, die

Kronsgarten — Polowiza in der Alten Kolonie

Anmerkung des Einsenders. —

In dem Bericht über die Kronsgarten Gemeinde und ihre Kolonien unter der Überschrift „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt“ (siehe „Bote“ Nr. 1, 2 und 3) fehlten die Dörfer Kronsgarten und Wiesenfeld, da diese Dörfer damals keine Angaben eingekam hatten. Da dieser Bericht für viele Leser von großem Interesse gewesen ist, hat man mich, zu versuchen, auch diese beiden Dörfer nachträglich zu behandeln. Ich stellte einen entsprechenden Fragebogen auf, und G. G. Lehn in Sardis, welcher bereits 80 Jahre alt ist, hat die Arbeit mit Hilfe von J. Plenert in Vancouver ausgeführt.

Indem ich diesen Brüdern meinen besten Dank ausspreche, bringe ich hier den Bericht über Kronsgarten; der Bericht über Wiesenfeld steht in Aussicht. Welches Dorf der Kolonie folgt dann, falls der „Bote“ auch weiterhin Platz für diese Berichte finden sollte?

N. Massen, Vancouver

Kronsgarten wurde von Schönwiese 1797 gegründet und liegt etwa 10 Werst östlich vom Dnjepr

gegenüber der Stadt Zekaterinow-Dnjepropetrowsk und etwa ebenso weit westlich von der Kreisstadt Nowomoskowsk.

Die ersten Ansiedler bauten das Dorf in der Niederung, nahe am Steppensüßchen Kilttschenj. Dadurch hatten sie jedes Frühjahr das fragliche Vergnügen, vom Hochwasser überschwemmt zu werden. Das war den Weichselbauern aber nichts Fremdes. Es wurde eben ein Deich gebaut, ungefähr zwei Werst lang. Borerst half das auch, als aber im Jahre 1844 das Hochwasser so hoch kam, daß es sich über den Deich ergoß, mußten sie alle ausziehen. Das Wasser kam nicht das kleine Süßchen Kilttschenj herunter, sondern es war das Schneewasser des Dnjeprflusses aus dem Norden. Das Wasser kam dann in die Niederung des Flusses Samara stromauf, und weiter in das Süßchen Kilttschenj, welches bei seiner Mündung in die Samara die Grenze zwischen dem Kronsgartener Lande und dem des lutherischen Dorfes Josephstal bildete.

Die vom Wasser vertriebenen Kronsgartener bauten dann auf dem wenige Hundert Schritte ent-